



⇒ Jan Kerkmann

Der aquatische Urgrund des Seienden.

David Manolo Sailer rekonstruiert die kulturprägende Disziplinierung des Wassers

Die *Disziplinierung des Wassers* wird in der vorliegenden Monografie als ein kulturgeschichtlicher Akt nobilitiert, dessen zivilisationsstiftende Relevanz nur mit derjenigen der neolithischen Revolution und mit der Erfindung des Buchdruckes verglichen werden könne. Um der – mit der fluiden, ungreifbaren und wandlungsaffinen Natur des Wassers assoziierbaren – Gefahr der additiven Aufzählung diverser Bändigungs- und Kultivierungspraktiken des lebensspendenden Elementes begegnen zu können, lässt sich der junge deutsch-österreichische Philosoph David Sailer von einem multiperspektivischen Zugriff *sub specie disciplinae* leiten.

Sailer bezieht poetologische Exegesen antiker Epen und Gedichte, geschichtswissenschaftliche Studien zur Mensch-Natur-Interaktion, stadtgeographische Szenarien der baulichen Überwölbung des Wassers und hermeneutische Erwägungen zur Dechiffrierung tradierter Mythen ebenso in seine differenzierten Überlegungen ein wie die metaphysische Exposition des Urstoffes. Das Wasser wurde von dem ersten griechischen Philosophen Thales zur »ἀρχή« erhoben und sollte in den berühmten – partiell wohl pseudepigraphischen – Fluss-Fragmenten Heraklits die gegensätzlich koordinierte Gesetzmäßigkeit des Lebensganzen versinnbildlichen. Die Spannweite der involvierten Disziplinen und Perspektiven unterstreichend, dokumentiert sich die kunstgeschichtliche Gewichtigkeit der Wassermotivik entlang der Auswahl beeindruckender Gemälde und aussagekräftiger Fotografien.

Die Kunstwerke werden in den korrespondierenden Anmerkungen und Fußnoten jeweils kenntnisreich kommentiert und an die maßgeblichen Fragen und Erkenntnisziele der einzelnen Kapitel zurückgebunden. Exemplarisch kann diese keineswegs selbstverständliche Qualität der

David Manolo Sailer (2022): Die Disziplinierung des Wassers. Eine kultur- und ideengeschichtliche Analyse, Berlin: Peter Lang. 270 S., ISBN 978-3-631-85191-3, EUR 58,95.

DOI: 10.18156/eug-2-2022-rez-13

Monografie anhand von Vincent van Goghs Gemälde *Sternennacht über der Rhone* (1888) veranschaulicht werden, welches das »zu-sich gekommene[r], disziplinierte[r] Wasser« in einem

»atmosphärischen Spiel von räumlicher Befindlichkeit in gefühlt-leiblicher Anwesenheit« (46, Herv. i.O.) erscheinen lässt. Außerdem sticht William Turners Gemälde *Venice, from the Porch of Madonna della Salute* (um 1835) hervor, das der britische Maler wohl nach seinem zweiten Venedigaufenthalt (1833) gemalt hat. Den Status des (früh)modernen Venedigs als »Stadtkultur im Wasser« (138) bekräftigend, ist auf Turners Gemälde zu sehen, »wie Stadtfundamente und Lagunenwasser in einer licht- und farbenreichen Reflexion scheinbar ineinander übergehen« (141). In diesem Kontext ist auch Claude Monets Gemälde *Waterloo Bridge, Sunlight Effect* zu erwähnen, das Sailer im Kapitel »Ströme der Industrialisierung« (vgl. 154–162) positioniert hat, um die »durch die Industrialisierung hervorgerufene qualitative Veränderung und Metamorphose der kulturgeschichtlichen Trägerrolle des Wassers« (159) zu untermalen. Während »das Wasser und der smogdurchflutete Himmel« in Monets impressionistischem Kunstwerk »geradezu ineinanderfließen, legt sich ein farbenreicher, nebeliger Dunstschleier über die Londoner Stadtlandschaft« (159).

Die schier unüberschaubare Materialfülle und Vielzahl von Deutungszugängen soll bewältigt werden, indem Sailer zu Beginn zwei Analyseachsen und Gegensatzpaare selektiert. Auf der Basis des Gegensatzpaares α (Wasser/Raum; vgl. 31) möchte Sailer *zum einen* der diachronen und kulturübergreifenden Bedeutungsschicht Ausdruck verleihen, wonach die Disziplinierung, Einhegung und Nutzbarmachung des Wassers stets in der Polarität zur Dimension des Raumes verlief. Innerhalb der Stadtkultur führte dies zu einer je spezifischen Auslotung des Wasser-Raum-Verhältnisses. Die Integrationsweise des Wassers in den urbanen Bebauungskorpus konnte somit die Struktur, das Umfeld und die subjektive Wahrnehmung von Städten wie Rom, Venedig oder Wien nachhaltig prägen.

Zum anderen wird als ein zweites Deutungskriterium das Gegensatzpaar β konzipiert, das entlang der Pole »zu viel/zu wenig« (31) Wasser verläuft. Das Extrem des »zu wenig Wasser« schlägt sich in den Phänomenen der Dürre, der Desertifikation und des daraus resultierenden Trinkwassermangels nieder. Die Ausnahmesituation des »zu viel« bekundet sich hingegen in den katastrophentypischen Ereignissen der Flut und der Überschwemmung, wobei die menschlichen Lebensgrundlagen ebenfalls substanziell ausgehöhlt werden. Im Sinne des schellingschen *Urgedankens* soll die Synthese beider Gegensatzpaare das Vehikel bilden, um zum »gemeinsamen Grund« (31, Herv. i.O.) der kulturgenetischen Disziplinierung des Wassers vorzustoßen. Der me-

thodische Impetus des *gemeinsamen Grundes*, der als »*kulturell Allgemeines*« (31) firmiert, wird dabei wie folgt beschrieben:

»Der sogenannte *gemeinsame Grund* besagt streng genommen, dass sich die Disziplinierung des Wassers aus den beiden Gegensatzpaaren α (Wasser/Raum) und β (zu viel/zu wenig) erschließt und stellt als *kulturell Allgemeines* einen zeit- und völkerübergreifenden Wahrheitsanspruch: Erst im bzw. am *gemeinsamen Grund* vermitteln und reflektieren sich alle kulturgeschichtlichen Wassermotive und Instanzierungsformen der Wasserdisziplinierung selbst – und zwar in einer, vom je einzelnen Wassermotiv abstrahierenden Konvergenz aller aquatischen Ausprägungsstufen und Erscheinungsweisen. Indem ebendiese am *gemeinsamen Grund* in Vermittlung gesetzt sind, zeigen und erfüllen sich darin auch Funktion und Aufgabe der Disziplinierung des Wassers allgemein *an und für sich*. Gleichzeitig wird die kulturgeschichtliche Trägerrolle des Wassers – d.i., was die Wasser im Verlauf der letzten 5.000 Jahre für den Menschen waren – in vollumfänglichem Ausmaß ihrer diachron-zivilisatorischen Weiten fassbar. Nicht zuletzt entbirgt sich hier, in jener am *gemeinsamen Grund* gesetzten Vermittlungsbeziehung, auch das bereits erwähnte sogenannte *Wesen des Wassers* – und zwar im Sinne eines »Kulturimperativs aquatischer Disziplinierung«, d.h. das Wasser möge *an sich* – per se und an sich selbst – diszipliniert werden.« (31f., Herv. i.O.)

Der erste Teil der Arbeit, der unter dem Titel »Grundlegungen« den »Versuch einer Philosophie und Ideengeschichte des Wassers« (vgl. 25–50) unternimmt, widmet sich zunächst den Anfängen der aquatischen Disziplinierung und sucht diesen Zentralterminus im Ausgang von Foucault näher zu definieren (vgl. 47f.). Im Hinblick auf die »Quellen des Ursprungs zwischen Mythos und Logos« (vgl. 51–80) werden auf der mythischen Seite drei Großerzählungen in den Fokus gerückt. Neben dem altorientalischen *Atrahasis*-Epos werden das babylonische *Gilgamesch*-Epos und die alttestamentliche Sintflutschilderung erläutert und hinsichtlich des Wasserthemas konkretisiert.

Die ideengeschichtliche Analepse wird fundiert durch eine wohlwogene Darlegung der Etymologie des Wortes »Wasser«. Hier zeichnet der Verfasser nach, dass das Wort *wa-a-tar* zum ersten Mal in hethitischen Texten des 2. Jahrtausends vor Christus belegt ist (vgl. 49). Im

altgriechischen Sprachgebrauch fand eine wegweisende Transformation des Stammwortes statt, die sich in der Herauskristallisierung des Lautgebildes ὕδωρ manifestiert. Wie wertvoll nicht nur der Signifikant, sondern auch das damit bezeichnete Element den Griechen war, erhellt aus dem Beginn von Pindars erster *Olympischer Ode*. Pindars Epinikion hebt mit dem – auch das Motto des vorliegenden Buches repräsentierenden – Vers ἄριστον μὲν ὕδωρ an («Das Beste nämlich ist Wasser»). Es besteht eine ersichtliche phonetische Verwandtschaft zu dem lateinischen *unda*, das sich mit »Welle, Woge, Gewässer« (49) übersetzen lässt und gleichsam die undulatorischen, unberechenbaren Eigenschaften des Wassers ins Visier nimmt. In der westgermanischen Sprachfamilie wird der hethitische Wortstamm weitgehend beibehalten und mit einem r-Suffix versehen, sodass es ab dem 8. Jahrhundert vor Christus zu der althochdeutschen Begriffsfügung »wazzar« (49) kommt.

Gestützt auf die Theorien von Wilhelm Nestle (*Vom Mythos zum Logos*), Paul Sailer-Wlasits (*Hermeneutik des Mythos. Philosophie der Mythologie zwischen Logos und Lexis*) und Jan Assmann (*Das kulturelle Gedächtnis*) wird die Funktion des wasserbezogenen Mythos in der Stiftung einer textuellen Kohärenz verortet, die über die Wiederholung ritueller Praktiken hinausgeht. Das Wasser wird im Mythos zu meist als archaische Urgewalt vorgestellt, die von den Göttern entfesselt und gebändigt wird. Es ist eine leitende These der Arbeit, dass die Anerkennung der genuin »menschlichen Zähmung« (52) der Urflut erst im Übergang vom Mythos zum Logos erfolgen konnte. Dass sowohl die Entfesselung wie auch die Bändigung des Wassers anfangs ausschließlich den Göttern konzidiert wurden, wird anhand der sumeroakkadischen Mythendichtung ausgewiesen.

Die erste Tafel des altbabylonischen, bemerkenswerterweise keine dezidierte Theogonie enthaltenden *Atrahasis*-Mythos (auch bekannt unter dem Namen *Atramchasis*) entbirgt den Anfangshorizont einer Zeit, als »die Götter (auch noch Menschen) waren [...] und die Mühsal [trugen], den Tragkorb schleppten« (65). Daraus ergibt sich, dass die subalternen Götter selbst die ersten kultivierenden Bewässerungsmaßnahmen vollzogen, Flussbetten ausheben mussten und Kanalnetze einteilten. Ermüdet von dem jahrhundertelangen Frondienst wagen die untergeordneten Götter (*Igigu*) schließlich den Aufstand gegen den Hauptgott *Enlil*. Sie stellen die Arbeit ein, zerbrechen die Schaufeln und verbrennen ihre Tragkörbe. Die göttliche Ordnung ist – »ein Motiv von zutiefst menschlicher Furcht« exemplifizierend – bedroht, weil sie zu einem mehrere Generationen einschließenden »*Sichausdifferenzieren der*

Göttlichkeit« (66, Herv. i.O.) fortgeschritten ist. Anders als etwa in der griechischen Mythologie, mündet die Revolte der Kinder-Generation jedoch nicht in einen destruktiven Götterkrieg ein. Stattdessen wird ein Kompromiss unter den Göttern erzielt, indem die sterblichen Menschen kreiert werden, denen nunmehr die strapaziösen Pflichten der Kanalgrabung, des Deichbaus und der Landbestellung auferlegt werden. Dies wird von Sailer als triftiger Plausibilitätsnachweis der Auffassung gelesen, dass die frühen Erzählungen noch sehr »viel ursprünglicher am Wesen des Wassers« (67) orientiert sind, weil sie dessen »*kulturimperativische[s] Disziplinargebot*« (67, Herv. i.O.) explizit ansprechen und reflektieren. Zudem legt der *Atrahasis*-Mythos ein beredtes Zeugnis darüber ab, inwieweit die Babylonier fest davon überzeugt waren, dass die Besiedelung des Zweistromlandes ohne die Anlage eines Kanalnetzes nicht möglich gewesen wäre (vgl. 68).

Das Wasser kann im Mythos einen unvordenklichen, sogar dem Sein prävenierenden Rang beanspruchen, den Sailer mit Richard Hönigswald als »Noch-nicht-Sein des öv« (68) profiliert. Dieses primordiale, zeitlose Dagewesensein des Wassers spiegelt sich exemplarisch in der Schöpfungserzählung der *Genesis* wider, in der Gott ebenfalls den anfänglichen Disziplinierungsakt arrangiert. Gott erschuf am ersten Tag den Himmel und die Erde, wobei die Erde noch »wüst und leer« war, »Finsternis über der Tiefe« waltete und Gottes Geist »über dem Wasser schwebte« (60). Gott bringt eine Wölbung inmitten des Wassers hervor, welche auf den Namen Himmel getauft wird. Am zweiten Tag der Schöpfung befiehlt Gott, dass sich das Wasser unterhalb des Himmels an einem Ort zu sammeln habe, wodurch im Kontrast dazu das »Trockene sichtbar« (60) werden kann. Auf diese Weise trennt Gott das Trockene, das die Erde bildet, von jener Akkumulation des Wassers, aus der die Meere erwachsen.

Auf der XI. Tafel des *Gilgamesch*-Epos, die in ihrer narrativen Grundsubstanz mit dem 1. Buch Mose (Gen 6–9) parallelisiert werden kann beziehungsweise diesen Handlungsabschnitt der *Genesis* wahrscheinlich beeinflusst hat, wird die Aussagekraft der Sintflut-Erzählung als destruktiv-bedrohliche »*Umkehrung* der Schöpfung« (69, Herv. i.O.) thematisch. Nach der Sintflut sucht *Gilgamesch* den einzigen Überlebenden Uta-napišti auf, der ihm mitteilt, wie ein Mensch Unsterblichkeit erlangen könne (vgl. 75). In frappierender Ähnlichkeit zum später verfassten biblischen Text Gen 6, 13-17, der Noahs Geschichte und Schicksal gewidmet ist, wird dem Protagonisten Gilgamesch aufgetragen, eine Arche zu bauen, um sich vor der Flut zu schützen. Ein Alleinstellungsmerkmal der Sintflut-Erzählung der *Genesis* äußert sich darin, dass die

Restitution des disziplinierten Wasserzustandes als schöpferische Leistung, nämlich als göttliches Zurückhalten der chaotischen Wassermenge geschildert wird, wohingegen das *Gilgamesch*-Epos die Wiedereinsetzung des Maßes »vergleichsweise unspektakulär, als schlichtes Anschwellen der Flut und Absinken des Wassers (Gilgamesch XI, 129)« (77) expliziert. Weit bedeutungsträchtiger heißt es dagegen in Gen 8, 2: »Und es schlossen sich die Quellen der Tiefe und die Fenster des Himmels, und der Regen vom Himmel her wurde zurückgehalten.« (77)

Sailers Studie vollzieht gleichsam seinsgeschichtlich die menschliche Relationshistorie zum Wasser von der – in der Binnenlogik des Mythos ausgefochtenen – Bewältigungsstrategie des zwischen »Erhabenheit und zerstörerische[m] Schrecken« (80) oszillierenden Lebenselixiers über die metaphysische Elevation zum Urprinzip bis hin zur modernen Entzauberung nach, die sich in der symbolischen Entleerung des Wassers als abstrakt-chemische Summenformel H_2O dekuviert. Mit diesem überzeugend ausgefächerten Verfallsnarrativ der Wassersemantik konvergiert die zentrale These der Arbeit, wonach sich die »Kulturgeschichte der Menschheit wesentlich in anschauernder Reflexion des Naturelements Wasser und *entlang* der Disziplinierung des Urstoffes in dessen zähmender Bändigung« (81, Herv. i.O.) artikuliert hat. Zwar finden sich auch in der griechischen Wasserphilosophie noch »archaische Restbestände mythischen Denkens« (81). Hatte Hesiod die Welt in seiner *Theogonie* ostentativ aus dem Chaos entstehen lassen, wird die verräumlichende Distinktion des Wassers von dem prästrukturellen Chaos bei Diodor, Lukrez und sogar noch – transformiert in eine philosophische Terminologie – bei Anaxagoras prolongiert (vgl. 82). Gleichwohl würdigt Sailer durchaus, dass die vorsokratische Aufklärungsphilosophie milesischer Provenienz die mythisch-symbolische Ebene transzendieren konnte. Thales entfernt die Götter als personale Instanzen aus dem Wasser, um die tradierten Hauptmerkmale des Göttlich-Absoluten – die Ewigkeit, die Grenzenlosigkeit, die Dauerhaftigkeit im Wechsel, die Einheit und die Selbstanfänglichkeit – nunmehr dem Urstoff ostentativ zu präzisieren. Die thaletische Entmythologisierung des Wassers muss als ein einschneidender ideengeschichtlicher Vorgang beurteilt werden, insofern die altorientalischen Götter *Apsu* und *Tiamat* noch »gleichzeitig [als] Gottheit *und* personifiziertes Prinzip des Wassers« (83) fungierten. Aristoteles' ebenso stringente wie prägnante Beschreibung der Wasserlehre des Thales, die in der Studie ausführlich zitiert wird, nobilitiert Thales denn auch als Archegeten der abendländischen Metaphysik: »Denn woraus alle Dinge bestehen, und woraus sie als Erstem [...] entstehen, und worin sie als Letztes [...] vergehen,

indem die Substanz zwar bestehen bleibt, aber in ihren Zuständen wechselt, das erklären sie für das Element und den Urgrund ›Archē‹ der Dinge [...]. Über die Anzahl und die Art eines solchen Urgrundes haben freilich nicht alle dieselbe Meinung, sondern Thales, der Begründer von solcher Art von Philosophie, erklärt, als den Urgrund das Wasser (daher glaubt er auch, daß die Erde auf dem Wasser ruhe).« (83f.)

Bei Thales besitzt das Wasser somit sowohl metaphysisch-geistige und abstrakte (es figuriert als ungegenständlicher Urgrund und ἀρχή der Dinge) wie auch materiell-empirische Konnotationen (die Erde ruht auf dem Wasser, alles Seiende entsteht aus dem Wasser und wird wieder zu Wasser). Mit Wolfgang Schadewaldt optiert Sailer dafür, Thales nicht als voraussetzungslos und spekulativ aus dem Ursprung denkenden Metaphysiker zu beurteilen, sondern ihn vielmehr als einen nach dem »Von-Woher« (84, Herv. i.O.) des Seienden fragenden, phänomenorientierten Beobachter der sinnlichen Wirklichkeit zu porträtieren. So reihe sich Thales in eine epochenbestimmende Traditionslinie ein, die Homer mit seiner Dechiffrierung des Okeanos als dem »großen Weltstrom, aus dem alles Wasser und auch die Götter und alle anderen Wesen entstehen« (84), inauguriert habe.

Die ideengeschichtlich-philosophische Rekonstruktion zugunsten der ethnologisch-geschichtswissenschaftlichen Forschungsperspektive verlassend, spürt Sailer im ersten Kapitel des II. Teils (›Raum und Kultur. Wasser als Ort der Vergesellschaftung‹; vgl. 99–224) dem diskussionswürdigen Sachverhalt nach, dass die ersten staatlichen Gebilde, die als Hochkulturen tituliert werden können – in Mesopotamien und im alten Ägypten –, zugleich zu »Hydraulischen Kulturen« (114) avancierten.

Sumer, Babylonien und Ägypten stiegen zu Zentren der Kunst, Wirtschaft und der militärischen Organisation auf, weil sie sich virtuos an die jeweiligen Überschwemmungsmodi und temporalen Verlaufsgesetzmäßigkeiten von Euphrat, Tigris und Nil anzupassen wussten. Während der Nil das Mündungsdelta – einem geregelten Zyklus folgend – jeweils rechtzeitig vor der Feldbestellung transgredierte, sodass die Ägypter sich auf die saisonale Beckenbewässerung konzentrierten, sah sich die Bevölkerung Mesopotamiens zu einer anderen Disziplinierungsstrategie motiviert. Da der Euphrat und der Tigris das lokale Umland zumeist erst kurz vor der Erntezeit und in einem je unkontrollierbaren Ausmaß überschwemmten, kaprizierten sich die Stadtstaaten Mesopotamiens auf eine *ganzjährige Bewässerung*, welche die effiziente Wasserzuleitung zu den urbaren Ackerflächen sichern sollte (vgl. 115).

Darauf aufbauend kann Sailer gute Argumente für die Assertion darbieten, dass der Gipfel der antiken Wasserkultur mit der römisch-imperialen Technisierung erreicht wurde. Neben den Schwerwasserbauten, den »zahlreichen Sammelreservoirs« innerhalb eines »zirkulierenden Wasserkreislaufsystem[s]« (126) und dem weitgespannten Nexus von Aquädukten, durch die das Wasser über mehrere hundert Kilometer nach Rom geleitet werden konnte, ist in diesem Zusammenhang vor allem das römische Thermenwesen zu nennen. Die römischen Bäder – etwa die Caracalla-, Diokletians- und die Trajans-Thermen – stellten einzigartige Orte der Vergesellschaftung dar. Sie dienten der Stilisierung des römischen Selbstbewusstseins und der demonstrativen Pflege eines mediterran-geprägten Lebensstils. In der Forschung wurde deshalb die profunde These lanciert, dass die Thermen *das* überdauernde Erbe des römischen Imperiums konturieren (vgl. 203).

Einen vierten Erkundungsstrang – sich anschließend an die mythopoetische Schilderung der aquatisch-archaischen Naturgewalt (1), die philosophische Erschließung des Urprinzips (2) und das althistorisch ausgerichtete Panorama der ersten Regulierungsoperationen des Wassers (3) – offeriert der Verfasser, wenn er die frühneuzeitliche ›Urbanisierung‹ des Wasser anhand der erhellenden Beispiele von Tenochtitlan (›Präkolumbianische Wasserdisziplinierung im Spiegel mesoamerikanischer Stadtkultur‹, 133–138), der Serenissima (›Venedig, eine Stadtkultur im Wasser‹, 138–142) und der machtpolitisch-ästhetischen Inszenierung der Wasser im Schlossgarten Versailles analysiert (›Absolute Wasser – Gartenkunst und Wasserspiele in Versailles zwischen Ästhetisierung, Naturalisierung und Machtvisibilität‹, 142–148).

Im zweiten Kapitel (›Zur Disziplinierung der Moderne. Von der Industrialisierung des Wassers zu den atmosphärischen Tiefendimensionen kulturanthropologischer Reflexion‹, vgl. 149–198) des II. Teils reüssiert die Stadt in der Rolle des Protagonisten, wobei besonders die atmosphärische Umkreisung und Inkorporation des Wassers im modernen Wien in das Zentrum rückt. In diesem mit vielen denkwürdigen Seitenblicken und überraschenden Schlaglichtern aufwartenden Kapitel drückt sich nicht nur die persönliche Zuneigung und Sympathie des Verfassers zur Donaumetropole aus. Vielmehr profitiert die Studie auch von Sailers elaboriertem, lokalhistorisch und kultursoziologisch geschultem Wissensfundus über die österreichische Hauptstadt. Die epochalen Stadien und wesentlichen Einschnitte in der langanhaltenden Beziehung zwischen Wien und dem Wasser werden zuvorderst in dem Kapitel ›Die schöne Aussicht – Atmosphären zwischen Wien und Adria

im Fin de Siècle (162–170) thematisiert. Daraufhin zeigt Sailer in dem Abschnitt ›Wiener Wasser und eine Stadtkultur, die niemals war‹ (170–181), welche identitätsbefördernden Imaginationsbilder der Donau und wasserbaulichen Sinnerwartungen den utopischen Entwurf des ›Alt-Wien‹ maßgeblich lenkten. Der architektonische und ästhetische Schwerpunkt der Arbeit, die ursprünglich den Untertitel *Erkundungen im Kontext der Stadtkultur* trug, eröffnet sich vornehmlich in dem Kapitel ›Atmosphärische Spiele am Wasser – Die Erfahrung von Stadtwirklichkeit‹ (181–198).

Im abschließenden ›Ausblick‹ (225–238) referiert Sailer auf jenen genuin ethischen Aspekt, der derzeit am ehesten mit dem Topos des Wassers konnotiert wird und dementsprechend im Lichtkegel der medialen, politisch-gesellschaftlichen und (natur)wissenschaftlichen Aufmerksamkeit situiert ist. Aufgrund der Doppelbedrohung, die sich aus den ansteigenden Meeresspiegeln und der wachsenden Trinkwasserarmut generiert, wird die unabweisliche Frage virulent, wie der sukzessiven Verknappung der lebensnotwendigen Naturressource innerhalb des Spannungsfeldes von »globaler Achtsamkeit« und »regional-nachhaltiger Subsidiarität« (vgl. den Umschlagtext) konstruktiv begegnet werden kann.

Sailer diagnostiziert in diesem Rahmen eine an die *Gaia*-Hypothese James Lovelocks gemahnende Paradoxie. Demnach beginne sich das Wasser im Modus seiner »Überdisziplinierung« (226), die in der vermeintlich vollständigen Unterwerfung und permanenten Nutzbarkeit durch den Menschen kulminiert, ebendieser maximierten anthropogenen Verfügungsgewalt zu entziehen. Es scheint, als würde sich das in »Klima- und Wasserextremen« (227) ergießende Wasser gegen den verobjektivierenden, repressiven Zugriff des Menschen verteidigen und wehren. Dabei wiegt es Sailer zufolge schwer, dass das Wasser im Zuge seiner modernen Profanisierung zum chemischen Stoff H₂O auch jene ursprüngliche, mythisch-erhabene Symbolaufladung und philosophische Dignität als kosmisches Urprinzip eingebüßt hat, die im rezenten Zeitalter des Anthropozän einen respektvollen, behutsamen, wertschätzenden oder sogar ehrfürchtigen Zugang evozieren könnte und müsste. Vor diesem Hintergrund profiliert Sailer das originäre Konzept eines *Robusten Humanismus*, das definitorisch wie folgt umrandet wird: »Kurz umrissen und *auf den Begriff* gebracht, beschreibt dieser [der *Robuste Humanismus*, J.K.] ein dynamisch-wertbeständiges, jedoch unvermindert belastungs-, abwehr- und leistungsfähiges Wirken, das – im höchsten Maße sozial- und ökologisch-ethisch fundiert sowie gemeinwohlorientiert – bestrebt ist, verantwortungsvoll, generationen-

gerecht und nachhaltig zu handeln. Zugleich ist es jedoch als Konzept in der Lage, sich selbst gegen massive Widerstände und innergesellschaftliche Gegenkräfte zu behaupten und durchzusetzen. [...] Widerstände zu ordnen erfordert eine Sozialtechnik der Disziplinierung, die gleichsam robust, jedoch interkulturell-verantwortungsvoll und humanistisch fundiert *einwirken* muss.« (231, Herv. i.O.)

Sailers merkmalsreicher und ambitionierter Modellentwurf des *Robusten Humanismus* ist gerade deshalb ernst zu nehmen, weil er – im Rekurs auf das als notwendige Bedingung der Kulturentstehung entschlüsselte »Disziplinargebot« und in Anbetracht der unumgänglichen menschlichen Formgebung des fließenden Elementes – nicht für eine naive Naturromantik plädiert, welche die zerstörerische und reißende Kraft des Wassers marginalisiert oder verdrängt. In einem vektoriiellen Zukunftsausgriff betont Sailer aber auch – zumal unter Apostrophierung der Verantwortlichkeit jedes einzelnen Individuums – die Irreversibilität eines planetarischen Umdenkens, soll die »Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden« (Hans Jonas; vgl. 232) gewährleistet bleiben.

Eine gravierende Stärke der Studie Sailers besteht darin, das Wasser in einem dreifachen Sinne als *Urphänomen* transparent werden zu lassen. *Zum ersten* kann der Disziplinierungsgrad des Wassers als Seismograph herangezogen werden, der den administrativen Status und die technologische Entwicklung einer Kultur in einer brennglasartigen Verdichtung bezeugt (vgl. 113). Erkenntnistheoretisch betrachtet, gestattet es der Fokus auf die Normqualität der Wasserspeicherung, Zuleitung und Distribution, die politische Verfassung, den Aufstieg und den Niedergang historisch-zivilisatorischer Herrschaftsformen mitsamt ihren sozial-ethischen Konfliktpotenzialen zu beleuchten, ohne ein weitverzweigtes, letztlich unüberschaubares Konglomerat an ökonomischen, mentalitätsgeschichtlichen, soziologischen oder politischen Analysekriterien adressieren zu müssen.

Zum zweiten offenbart sich das Wasser insofern als Urphänomen, als seine Einhegung und fortwährende Regulierung den konstitutiven Beginn und den perennierenden Garanten *jeder* Kultur markiert, sodass mit dem Terminus des Wassers das Verbindungsmedium *zwischen* Natur und Kultur präzise bezeichnet wird. Unter archäologisch-metaphysikgeschichtlichen Gesichtspunkten ist es deswegen folgerichtig, dass das Wasser von Thales als das sowohl temporal-logisch wie auch bedeutungsmäßig erste Element instanziiert wird.

Zum dritten zeigt sich der ur-phänomenale Charakter des Wassers, weil es als naturhafter, »aquatischer Nicht-Ort« (30) gegenüber dem Räumlichen markiert werden kann. In seiner *noch nicht* oder *nicht mehr* disziplinierten Erscheinungsweise repräsentiert das Wasser jenen Gehalt der Gestaltlosigkeit, in dessen Erwidern der sich *als* und *durch* die Stadt herauschälende Raum überhaupt erst Konturen annehmen kann.

Nicht zuletzt ist es außergewöhnlich, wie kompetent der Verfasser das produktiv-lebendige Gespräch mit der großflächigen, heterogenen Disziplinen entstammenden Sekundärliteratur zu unterhalten vermag. Die diskutierten Themenkomplexe der herangezogenen Werke erstrecken sich von dem Anfang der Philosophie bei den Griechen, Abhandlungen zur Wasserversorgung antiker Städte, über Einzelstudien über den Bautypus des Aquäduktes im römischen Imperium, Programmschriften zur modernen Architektur und Deskriptionen des urbanen Metabolismus bis hin zur Formierung der technischen Vervollkommnung des Schwimmstils im internationalen Hochleistungssport.

Hatte Epikur die Meeresstille als ästhetisch-anschauliche Metapher für die erfüllende Gelassenheit des Gemüts auserkoren, so gelingen auch Sailer – vor allem in seiner Erörterung der historisch-anthropologischen Signifikanz des Schwimmens – Passagen von elegisch-melancholischer Schönheit. Das folgende Zitat, welches die stetige Rückkehr des Wassers zu sich selbst akzentuiert, kann daher interessierte Leserinnen und Leser dazu einladen, die erste grundlegende ideengeschichtliche Studie zur Disziplinierung des Urelementes intensiv zu rezipieren:

»Denn ungeachtet der Tatsache, wie intensiv, langandauernd oder unerschütterlich der schwimmende Mensch auf die beckendisziplinierten Wasser *eingearbeitet* hat, egal wie viele Kilometer *in ein und derselben* Bahn erschwommen wurden, wieder und wieder kehrt das Wasser *zu sich selbst* zurück. Stets wird es vor dem Menschen liegen, vollkommen glatt und zur Ruhe gekommen; unbeeindruckt von jedwedem Disziplinierungsbestreben, als ob nie auch nur ein einziger Zug getätigt worden wäre. Schwimmen als Kulturtechnik und Disziplinierungsleistung lebt daher immer nur im *je gegenwärtigen Augenblick*. Das Naturelement gibt dem Schwimmer nur direkte Resonanz, nur unmittelbare Antwort nach Art einer *ineinanderfließenden Symbiose* von Mensch und Wasser – beim Schwimmen gleiten die aquatische »Bewegung im Fluss« und der je eigene »Fluss der

Bewegung« sukzessive ineinander. Darüber hinaus legt der Naturstoff jedoch niemals Zeugnis der Disziplinierung ab, lässt keinerlei Spuren zu und zeugt mit keinerlei Kerben oder Furchen von *seiner Bearbeitung* durch den Schwimmer; auch darin liegt die *aquatiscche Erbarmungslosigkeit* für den Menschen. Lediglich für einen kurzen Augenblick offerieren die Wellen eine Restspur, einen retentionalen Nachhall und Hinweis der vorübergegangenen Disziplinierung – jener Bewältigung einer Wasserstrecke, die dem Schwimmer selbst *zur Zeit* geworden ist. In der ›Stetigkeit des Fortlaufens« bleibt die Disziplinierung des Wassers, *was sie tut*; allein sie dauert nur solange, wie *ihr Tun* auch vollzogen wird.« (223f., Herv. i.O.)

Insgesamt lässt sich resümieren, dass Sailer's Abhandlung eine luzide kulturanthropologische Anamnese mit einem ethischen, zukunftswirksamen Paradigma der schonenden, nachhaltigen, maßhaltenden und besonnenen Regulierung des Wassers verbindet. Es ist beeindruckend, welche analytische Tiefe und welchen thematischen Reichtum die Monographie auf 238 Textseiten entfaltet. Mit der dualen Interpretationsperspektive auf die Vergangenheit der zivilisatorischen Bändigung und auf die mögliche Zukunft der Meere, Ströme, Flüsse und Gewässer der Erde löst Sailer die eigene Schlüsselthese ein, dass das Wasser die Menschheit in ihrer Existenz unablässig begleiten wird, bis sie selbst in jenen Urgrund zurückkehren muss, aus dem sie einstmals entstanden ist.

Jan Kerkmann, *1991, Dr. phil., Akademischer Mitarbeiter, Philosophisches Seminar, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (jan.kerkmann@philosophie.uni-freiburg.de).

Zitationsvorschlag:

Kerkmann, Jan (2022): Rezension: Der aquatische Urgrund des Seienden. David Manolo Sailer rekonstruiert die kulturprägende Disziplinierung des Wassers (Ethik und Gesellschaft 2/2022: Narrative der Sozialpolitik - Narrative der Sozialstaatskritik). Download unter: [https:// dx.doi.org/ 10.18156/ eug-2-2022-rez-13](https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2022-rez-13) (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialetik

2/2022: Narrative der Sozialpolitik - Narrative der Sozialstaatskritik

Tanja Klenk

Narrative der Sozialstaatsreform erforschen.

Zum Stand und den Perspektiven der Narrativ-Analyse in der Sozialpolitikforschung

Johanna Kuhlmann

Vom Problem zur Lösung?

Narrative Konstruktionen des Wohlfahrtsstaats und ihre Dynamiken in der Bundesrepublik Deutschland

Christoph Butterwegge

Arme und Arbeitslose im Zerrspiegel der Massenmedien.

Narrative im Mediendiskurs über Hartz IV und Bürgergeld

Matthias Möhring-Hesse

Vom gewährleistenden Staat zum »Gewährleistungsstaat« – und (vielleicht) zurück.

Sozialpolitik über die Verantwortung des Staates für Gemeingüter

Stephanie Simon

Rechte Narrative sozialstaatlicher Forderungen im Kontext der Bekämpfung von Armut